



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Literarische Blätter. : Heine - Freiligrath.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Literarische Blätter.

### Heine — Freiligrath.

Der gottlose Heine hat dem deutschen Publicum wieder eine Liebeserklärung gemacht\*), über welche die Tanten und Basen ein großes Geschrei erheben werden. Doch ist der Verführer nicht so gefährlich mehr, wie in früheren Jahren. Dieselben Tausende von Lesern, die über seine Wize den Lachkrampf bekommen, werden, sobald sie sich ausgelacht, schon von selbst ein gestrenges Urtheil über ihn fällen. Deutschland ist seit zehn Jahren ein anderes geworden, nur Heine ist der Alte geblieben. Wie, hör' ich rufen, er glaubt nicht einmal an unseren Fortschritt im Innern, „in der Tiefe des Gemüths“, er glaubt nicht einmal, daß wir je etwas ernstlich wollen könnten? Nein, das ist zu arg. Und die mephitische Vision von unserer Zukunft, und endlich die bodenlose Verachtung, die in dem schlotternden Negligée seiner Verse liegt! Würde er das als Franzose den Franzosen, als Briten den Briten zu bieten wagen?! — So viel ist freilich gewiß, die politische Gegenwart Deutschlands kann einem so illusionslosen klaren Geist, wie Heine bei aller zauberhaften Leichtigkeit der Phantasie ist, nicht recht imponiren. Intentionen, gute Vorsätze, große Ueberzeugungen — ohne Beweis von positiver Schöpfungskraft — sind ihm eben Nichts. In Frankreich oder in England könnte er mit seinen goldschimmernden Pfeilen der gefährlichste Feind einer Partei sein: Deutschland gegenüber hat er den Vortheil deutscher Universalität; er kann sich über die Schwächen aller Parteien, über die Leichtgläubigkeit, die Frommheit, mit einem Wort über die Schlemielnatur der Nation lustig machen und seinem Spott eine höhere Weihe geben, indem er mitten im unauslöschlichen Göttergelächter den Humor über die Eitelkeit menschlicher Dinge durchschimmern läßt. Das ist es, was ihn über den Chor der sogenannten politi-

\*) Neue Gedichte. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1844.

sehen Dichter hoch hinaushebt. Sein Witz ist aber auch nur ver-  
 nichtend, wo er gewissermaßen parodistisch auftritt; wo er die Helden  
 des Tages vom hohen Ross auf das Steckenpferd setzt und die be-  
 deutungslose Gewöhnlichkeit hinter vielbesungenen, vielbeschrieenen  
 und bekammerten Zeitereignissen nachweist. Er ist z. B. unwiderstehlich,  
 wenn er Dingelstedt („bei späterer Gelegenheit“) zu verstehen gibt:  
 Was die Leute für einen Lärm machen über Deine „VerhofrätHEREI!  
 Als wär' es nicht Alles eins, ob Du den Brutus spielst oder den  
 Hofrath; oder wenn er, die Debatten über seine eigene politische  
 Gesinnung verhöhrend, den Wölfen versichert, er werde stets mit  
 ihnen heulen. — Nicht seine Mißhandlung hoher und niederer Per-  
 sönlichkeiten ist das Verlegende an ihm, sondern, daß all die Hoff-  
 nungslosigkeit, die er in deutschem Streben und Wollen sieht, ihm  
 selbst weder eine Flamme edlen Zornes entlocken, noch eine Thräne  
 wahrhafter Wehmuth mehr erpressen kann. Er geräth zwar noch  
 manchmal auf einen Augenblick in eine melancholisch-patriotische  
 Aufwallung; aber Niemand würde diese Klänge ungläubiger verhöh-  
 nen, als Heine, könnte er sie für die einer andern Leier halten. Denn  
 seine bekannten Selbstpersifflagen kommen uns vor, wie wenn sich  
 ein erfahrener Mönch mit der Geißel kasteit. Der thut sich nicht  
 weh dabei. — So viel von den „Zeitgedichten.“ Die erotischen  
 Lieder bieten mehr wie eine welke Rose, aber auch einen vollen Kranz  
 reizender Herbstblumen, die den wahren Liebling der Grazien wieder  
 erkennen lassen und mit dem übermüthigen Spötter versöhnen.  
 — Wir dachten, die Postzeit werde diesmal den privilegirten Sün-  
 der ignoriren, da man Heine schon so oft verboten und es niemals  
 was genügt hat. Wir hören aber, daß die „Neuen Gedichte“ doch,  
 gleich nach ihrer Ankunft, mit einem Verbot für die ganze preussische  
 Monarchie salutirt worden sind. —

Ein Glück für Freiligrath, daß sein Glaubensbekenntniß\*) gleich-  
 zeitig mit der Heine'schen Liebeserklärung und nicht einige Monate  
 früher erschienen ist; er würde sonst in den „Neuen Gedichten“ be-  
 reits sich und seine „schiefer Stellung Qual“ mit dem artigsten Cha-  
 riviari begrüßt sehen. Es ist in der That Nichts komischer, als dies  
 profaische Auseinandersetzen seiner Stellung, Entwicklung und Gesin-

\*) Ein Glaubensbekenntniß. Zeitgedichte von Ferdinand Freiligrath. Mainz,  
 Verlag von Victor von Zabern. 1844.

nung von einem Dichter. Ein Poet, der seine Gedichte herausgibt, wie man ein Examen ablegt; als Proben von der „Schule, die er so eben als Individuum vor den Augen der Nation durchgemacht, von seinem Ringen nach politischer Durchbildung!“ (Siehe das Vorwort.) Wir gehören nicht zu denen, die es, scheinbar im Interesse der Poesie, bedauern, daß Freiligrath's Muse unter die politischen Amazonen gegangen ist, während sie im Grunde nur sein Frontmachen gegen die Machthaber anstößig finden; nein, wir glauben, daß Freiligrath, als er Diego Leon's Tod und, zur un rechten Zeit, Herwegh's Berliner Niederlage besang, eben auch schon politischer Dichter war; wir haben ihm, selbst nach und trotz jener unartigen Demonstration, so viel Herz zugetraut, um auch für die Freiheitsahnungen im Gemüth der Nation einmal sein Lied zu erheben, und wir finden in seinen Glaubensbekenntnißgedichten einige, die einen entschiedenen poetischen Fortschritt gegen seine alte Landschafts- und Thiermalerei bekunden, — wir bedauern nur das Wie seines jetzigen Hervortretens. O, wo bist Du, edle Naivetät unserer alten Freiheitsfänger, Schubart, Schiller, Bürger u. s. w. die ohne Trompetenusch, ohne Ausrufer, ohne Rücksicht auf Zeitungs-, Volks- oder Fürstengerede, ihre Freiheitslieder eben so unwillkürlich dichteten, wie ihre Apostrophen an den Mond, den Weinkrug oder die Locke ihrer Geliebten; weil's ihnen eben vom Herzen kam, nicht weil sie ihre Gesinnung dem Publicum documentiren wollten Diese Zeit ist allerdings nicht mehr, man sieht dem Dichter jetzt über die Schulter zu, wenn er schreibt, Bivat oder Vereat ist das Echo jeder Strophe, die Kritik beeilt sich, ihn unter eine oder die andere Waffengattung — leichte Cavallerie, Fußvolk oder Troß — zu rangiren, während die Politik des Tages darüber wacht, daß er bei der Fahne bleibt, der sie selbst ihn zugetheilt. Dennoch würde Einer, der wahren Mannesgeist besitzt, freier seine Bahn gehen; es fehlt nicht, selbst in diesen Tagen, an edlen Beispielen solcher Art. — Wir dürfen nur an Lenau erinnern. — Ein Solcher würde, an Freiligrath's Stelle, entweder die „vielbesprochene kleine Pension“ gar nicht angenommen, oder, wenn er sie annahm, darin Nichts als jene Aufmunterung gesehen haben, welche die Majestät, im Namen des Vaterlandes, Künsten und Wissenschaften schuldig ist. Er hätte sich dadurch zu keinerlei Rücksicht verpflichtet geglaubt und nach wie vor gesungen, wie

ihm der Schnabel gewachsen war. Freiligrath scheint uns gerade durch den Glanz seiner Pensionsrückgabe das Geständniß zu machen, daß er sich bisher verbunden gefühlt, die Wahrheit nicht zu sagen.

Die politischen Dichter unserer Zeit sind meist nur schöne Instrumente, auf denen die grade herrschende öffentliche Meinung, wie der Wind auf der Aeolsharfe, spielt. Sie sind nicht die Seher, die des Volkes Schicksal in sich tragen, deren Stimme selber alle Herzen zu ihren Instrumenten macht und sich wie die Windsbraut erhebt, um, das Gefumm des Tages übertönend, die Nation zu wecken, zu führen, zu strafen oder zu erheben. Die Stimmung, welche auf der Harfe: Freiligrath gespielt hat, ist übrigens gar nicht unbedeutend. Daß sie einen sonst harmlosen Dichter dahin bringen konnte, den König gewissermaßen mit der Partei zu identificiren, die unter dem Beifall von ganz Deutschland jetzt allgemein bekämpft wird, das ist ein Zeichen der Zeit, welches Beachtung verdient; ein Zeichen, das vielleicht selbst den genialen Spötter Heine stutzig machen wird.